

CHRISTOPHER MOORE

Verfixtes Blau!



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Im Juli 1890 läuft Vincent van Gogh in ein Kornfeld und fügt sich eine lebensgefährliche Schusswunde zu, die letztendlich zum Tod führt. Aber war das wirklich so? Warum sollte ein Künstler versuchen, sich auf der Höhe seiner kreativen Kräfte das Leben zu nehmen und sich dann anschließend zum Haus seines Arztes schleppen, um sich helfen zu lassen? Wer war der merkwürdige Farbenmann, der van Gogh angeblich durch ganz Frankreich verfolgt haben soll? Und warum hat der Maler kurz vor seinem Tod eine ungewöhnliche Angst vor der Farbe Blau entwickelt? Das sind nur einige Fragen, die Vincents Freunde beschäftigen. Darunter Lucien Lessard, ursprünglich ein Bäcker, der sich inzwischen mehr und mehr dem Malen widmet, und der Lebemann Henri Toulouse-Lautrec, der sich geschworen hat, die Wahrheit über van Goghs viel zu frühen Tod herauszufinden. Ihre Suche wird sie auf eine skurrile Odyssee durch die Kunstszene im Paris des späten 19. Jahrhunderts führen. Dabei werden sie erfahren, dass sich auch so berühmte Künstler wie Monet, Renoir, Pissaro und Cézanne allesamt vom selben merkwürdigen Farbenmann verfolgt gefühlt haben. Und immer wieder auch von einer mysteriösen Frau in Blau ...

Weitere Informationen zu Christopher Moore
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Christopher Moore

Verflixtes
Blau!

Roman

Deutsch
von Jörn Ingwersen

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Sacré Bleu« bei William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York.

Die Zitate von Wassily Kandinsky auf S. 111 und S. 339 wurden
entnommen aus: Wassily Kandinsky, *Über das Geistige in der Kunst*,
insbesondere in der Malerei, Piper Verlag: München 1912.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



– Die passenden Bilder zu dieser Textstelle
sind im Bildteil zu finden.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Juni 2014
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Christopher Moore
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner
AG · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-442-48068-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



ERSTER TEIL

Heiliges Blau

*Ich fühle mich wie ein Reisender, immer unterwegs,
einem Ziel entgegen. Sobald ich merke, dass dieses Ziel
in Wahrheit gar nicht existiert, scheint mir das
nur einleuchtend und keineswegs verwunderlich.*

Vincent van Gogh, 22. Juli 1888

*Immerhin habe ich für die Arbeit mein Leben
aufs Spiel gesetzt und dabei fast den Verstand verloren.*

Vincent van Gogh, 23. Juli 1890

Präludium in Blau

Diese Geschichte handelt von der Farbe Blau. Sie mag sich drehen und wenden, täuschen und trügen, dem Pfad der Liebe folgen, der Historie, der Inspiration, und doch handelt sie stets vom Blau.

Woher weiß man, wenn man *blau* denkt oder *blau* sagt, dass man dasselbe Blau meint wie alle anderen?

Blau ist nicht zu fassen.

Blau ist der Himmel, das Meer, ein Götterauge, ein Teufelschwanz, eine Geburt, eine Strangulierung, ein Marienmantel, ein Affenarsch. Es ist ein Schmetterling, ein Vogel, eine bestimmte Stunde, das traurigste Lied, der sonnigste Tag.

Blau ist schlau, gewieft, es schleicht sich an, ein öliger Schwindler.

Diese Geschichte handelt von der Farbe Blau, und wie beim Blau ist auch an ihr nichts Wahres dran. Blau ist Schönheit, nicht Wahrheit. Das treue Blau bleibt ein frommer Wunsch. Mal ist es da, mal wieder nicht. Blau ist nicht zu fassen.

Selbst tiefes Blau ist flach.

Blau ist Macht und Herrlichkeit, eine Woge, ein Partikel, eine Wellenlänge, ein Widerhall, ein Gemütszustand, eine Passion, eine Erinnerung, eine Nichtigkeit, eine Metapher, ein Traum.

Blau ist ein Gleichnis.

Blau gleicht einer Frau.

Weizenfeld mit Krähen

Auvers, Frankreich, Juli 1890

Am Tag, an dem er ermordet werden würde, begegnete Vincent van Gogh auf dem Pflaster draußen vor der Schenke, in der er zu Mittag gegessen hatte, einer Zigeunerin.

»Großer Hut«, sagte die Zigeunerin.

Vincent blieb stehen und nahm die Staffelei von seiner Schulter. Er schob seinen gelben Strohhut in den Nacken. Der Hut war wirklich groß.

»Ja, Madame«, sagte er. »Er schützt meine Augen vor der Sonne, wenn ich arbeite.«

Die Zigeunerin war alt und gebrechlich, wenn auch keineswegs so alt und gebrechlich, wie sie tat, weil niemand einer jungen, schönen und gesunden Bettlerin auch nur einen Centime gab. Mit ihrem umbrabraunen Auge blickte sie zum Himmel des Val-d'Oise auf, wo sich Sturmwolken über den Schindeldächern von Pontoise zusammenbrauten, dann rotzte sie dem Maler vor die Füße.

»Heute scheint die Sonne nicht, Holländer. Es wird Regen geben.«

»Nun, dann schützt er meine Augen eben vor dem Regen.« Vincent betrachtete das Tuch der Zigeunerin, gelb mit einer Bordüre aus grünen Ranken. Ihr Schal und ihre Röcke, jeder

von einer anderen Farbe, fielen über ihre Füße wie die staubigen Fetzen eines verblassten Regenbogens. Vielleicht sollte er sie malen. Wie Millets Bauern, nur mit hellerer Palette. Eine Figur, die aus dem Feld heraussticht.

»Monsieur Vincent.« Die Stimme eines jungen Mädchens. »Sie sollten sich an Ihr Bild machen, bevor der Sturm kommt.« Adeline Ravoux, die Tochter des Wirts, stand im Eingang zur Schenke, mit ihrem Besen in der Hand, nicht zum Fegen, sondern um lästige Zigeuner zu vertreiben. Sie war dreizehn Jahre alt und blond, und wenn sie auch eines Tages eine wahre Schönheit sein würde, war sie jetzt herzerreißend unscheinbar. Dreimal schon hatte Vincent sie porträtiert, seit er im Mai hierhergekommen war, und die ganze Zeit über hatte sie mit ihm kokettiert, plump und unbeholfen wie ein Kätzchen, das auf ein Wollknäuel einschlägt, bis es merkt, dass seine Krallen verletzen können. Natürlich nur zum Spaß, es sei denn, arme, gepeinigte Maler mit nur einem Ohrläppchen wären unter jungen Mädchen neuerdings der letzte Schrei.

Vincent lächelte, nickte Adeline zu, nahm Staffelei und Leinwand und spazierte um die Ecke, fort vom Fluss. Die Zigeunerin folgte ihm und lief an seiner Seite, als er den Hügel hinaufstapfte, vorbei an der Gartenmauer, hin zum Wald und den Feldern oberhalb des Dorfes.

»Es tut mir leid, Mütterchen, aber ich kann keinen Sou entbehren«, sagte er zu der Zigeunerin.

»Dann nehme ich den Hut«, sagte die Zigeunerin. »Und du kannst wieder zurück auf dein Zimmer gehen, dir den Sturm ersparen und ein Bild von einer Blumenvase malen.«

»Und was bekomme ich für meinen Hut? Willst du mir die Zukunft vorhersagen?«

»So eine Zigeunerin bin ich nicht«, sagte die Zigeunerin.

»Willst du mir Modell sitzen, wenn ich dir meinen Hut schenke?«

»So eine Zigeunerin bin ich auch nicht.«

Vincent blieb am Fuß der Stufen stehen, die den Hang hinaufführten.

»Was für eine Zigeunerin bist du dann?«, fragte er.

»Eine, die einen großen, gelben Hut braucht«, sagte die Zigeunerin. Sie lachte meckernd und zeigte ihre drei Zähne.

Vincent lächelte bei dem Gedanken daran, dass jemand etwas haben wollte, was ihm gehörte. Er nahm den Hut ab und reichte ihn der alten Frau. Morgen, auf dem Markt, würde er sich einen neuen kaufen. Theo hatte seinem letzten Brief einen Fünfzig-Franc-Schein beigelegt, und davon war noch etwas übrig. Er wollte, nein, er *musste* diese Sturmwolken malen, bevor sie sich ihrer Last entledigten.

Die Zigeunerin untersuchte den Hut, zupfte eine Strähne von Vincents rotem Haar aus dem Stroh und stopfte es zwischen ihre Röcke. Sie setzte den Hut auf ihr Tuch und nahm eine Pose ein, wobei sich ihr Buckel plötzlich streckte.

»Hübsch, nicht?«, sagte sie.

»Vielleicht noch ein paar Blumen ins Band«, erwiderte Vincent, der nur an Farben dachte. »Oder eine blaue Schleife.«

Die Zigeunerin grinste. Oh, da war ein vierter Zahn, den er bisher übersehen hatte.

»*Au revoir*, Madame.« Er nahm seine Leinwand und stieg die Stufen hinauf. »Ich muss malen, solange ich kann. Das ist alles, was mir geblieben ist.«

»Ich gebe den Hut nicht wieder her.«

»Geh mit Gott, Mütterchen.«

»Was ist mit deinem Ohr passiert, Holländer? Hat es dir eine Frau abgebissen?«

»So ähnlich«, sagte Vincent. Die erste der drei Treppen hatte er schon halb erklommen.

»Ein Ohr wird ihr nicht reichen. Geh wieder auf dein Zimmer und mal heute eine Blumenvase.«

»Ich dachte, du sagst die Zukunft nicht voraus.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich die Zukunft nicht *sehe*«, erwiderte die Zigeunerin. »Ich sag nur nichts.«



Er stellte seine Staffelei an einer Weggabelung auf. Drei Weizenfelder breiteten sich vor ihm aus, hinter ihm ein Maisfeld. Er war fast fertig mit dem Bild – dem goldenen Weizen unter blauschwarz drohendem Himmel, an dem sich die Sturmwolken türmten. Er drückte seinen Pinsel in das Elfenbeinschwarz und malte einen Krähenschwarm, der sich von der Mitte des Bildes wie ein umgedrehter Trichter zur rechten oberen Ecke der Leinwand hin erhob. Wegen der Perspektive, denn Bilder waren nicht nur Farbe auf der Leinwand, obwohl viele in Paris neuerdings argumentierten, alles Malen sei nur Farbe, mehr nicht.

Er malte eine letzte Krähe, nur vier Pinselstriche, um die Flügel anzudeuten, dann trat er zurück. Natürlich waren da Krähen, nur nicht kompositorisch passend. Die wenigen, die er sehen konnte, waren auf dem Acker gelandet, suchten Schutz vor dem Sturm wie die Feldarbeiter, die sich irgendwo einen Unterstand gesucht hatten.

»Male nur, was du siehst«, hatte ihn sein Held Millet ermahnt.

»Phantasie ist dem Maler eine Last«, hatte Renoir ihm erklärt.

»Maler sind Handwerker, keine Geschichtenerzähler. Male, was du siehst!«

Nur leider hatten sie ihm nichts davon gesagt, ihn nicht gewarnt, *wie viel* es zu sehen gab.

Hinter sich hörte er ein Rascheln, nicht nur den leisen Applaus der Maiskolben im Wind. Vincent drehte sich um und sah einen verwachsenen, kleinen Mann, der aus dem Maisfeld trat.

Der Farbenmann.

Vincent hielt den Atem an und schüttelte sich, spürte jeden Muskel vibrieren, sein Körper denunzierte ihn, wand sich beim Anblick des kleinen Mannes wie ein geheilter Süchtiger, der zum ersten Mal wieder mit der Droge seines Verderbens in Kontakt kommt.

»Du bist aus Saint-Rémy geflüchtet«, sagte der Farbenmann. Sein Akzent klang seltsam, undefinierbar, der Einfluss eines guten Dutzends schlecht beherrschter Sprachen. Er hatte einen dicken Bauch und runde Schultern, die Arme und Beine etwas zu dünn für seinen Leib. Mit dem kleinen Gehstock bewegte er sich vorwärts wie eine fünfbeinige Spinne. Das Gesicht war breit, flach und braun. Seine Stirn ragte hervor, als wollte sie verhindern, dass es ihm in die schwarzen Knopfaugen regnete. Seine Nase war platt, die Nasenlöcher geweitet, was Vincent an die Shinto-Dämonen auf japanischen Drucken erinnerte, die sein Bruder verkaufte. Er trug eine Melone auf dem Kopf und eine Lederweste über dem zerfetzten Leinenhemd.

»Ich war krank«, sagte Vincent. »Ich bin nicht geflüchtet. Dr. Gachet behandelt mich hier.«

»Du schuldest mir ein Bild. Du bist abgehauen und hast mein Bild mitgenommen.«

»Ich brauche Euch nicht. Theo hat mir erst gestern zwei Tuben Zitronengelb geschickt.«

»Das Bild, Holländer, oder du kriegst kein Blau mehr.«

»Ich habe es verbrannt. Ich habe die Leinwand verbrannt. Ich will das Blau nicht.«

Der Wind wehte Vincents Bild von der Staffelei. Es landete

im Gras zwischen den Spurrillen des Weges. Vincent wandte sich ab und hob es auf, und als er sich wieder umdrehte, hielt der Farbenmann einen kleinen Revolver in der Hand.

»Du hast es nicht verbrannt, Holländer. Also, sag mir, wo das Bild ist, oder ich knall dich ab und suche es selbst.«

»Die Kirche«, sagte Vincent. »In meinem Zimmer in der Schenke steht ein Bild von der Kirche. Ihr werdet sehen, dass die Kirche in Wirklichkeit gar nicht blau ist, aber ich habe sie blau gemalt. Ich wollte Zwiesprache mit Gott halten.«

»Du lügst! Ich war in der Schenke und habe dein Gotteshaus gesehen. Sie ist nicht auf diesem Bild.«

Der erste dicke Regentropfen platschte auf die Melone des kleinen Mannes, und als er aufblickte, spritzte ihm Vincent mit dem Pinsel elfenbeinschwarze Farbe ins Gesicht. Ein Schuss ging los, und Vincent spürte, wie ihm die Luft wegblieb. Er hielt seine Brust und sah den Farbenmann, der die Waffe von sich warf, ins Maisfeld rannte und immer wieder schrie: »Nein! Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!«

Vincent ließ Bild und Staffelei zurück, nahm eine zerdrückte Tube aus der Farbenkiste und steckte sie ein, dann presste er sich die Hände auf seine Brust und stolperte die Straße entlang, auf dem Kamm oberhalb des Städtchens, etwa eine Meile bis zu Dr. Gachets Haus. Er stürzte, als er das Tor am Fuße der steinernen Treppe öffnete, die durch den terrassenartigen Garten führte. Dann kämpfte er sich wieder auf die Beine und begann den mühsamen Aufstieg, wobei er nach jeder Stufe eine Pause machte, sich an den kühlen Kalkstein lehnte und versuchte, wieder zu Atem zu kommen, bevor er die nächste Stufe in Angriff nahm. An der Haustür rang er mit der Klinke, und als Madame Gachet ihm öffnete, sank er in ihre Arme.

»Sie bluten«, sagte Madame Gachet.

Vincent betrachtete das Rot an seinen Händen. Eigentlich Purpur, nicht Rot. Ein wenig Braun und Violett. Worte konnten den Farben nie genügen. Farben sollten frei sein von den Fesseln der Worte.

»Purpur, würde ich sagen«, erwiderte Vincent. »Das war ich. Ich war es selbst.«

Abrupt schreckte Vincent hoch, schnappte nach Luft. Theo war da. Er war mit dem ersten Zug aus Paris gekommen, nachdem Dr. Gachet ihm eine Nachricht geschickt hatte.

»Ruhig, Vincent«, sagte Theo auf Holländisch. »Warum? Warum nur, Bruder? Ich dachte, es ginge dir besser.«

»Das Blau!« Vincent packte seinen Bruder beim Arm. »Du musst es verstecken, Theo. Die Blaue, die ich aus Saint-Rémy geschickt habe, die Dunkle. Versteck sie. Sag niemandem, dass du sie hast. Halte sie von ihm fern. Dem kleinen Mann.«

»Sie? Das Bild?« Theo blinzelte Tränen aus seinen Augen. Armer, verrückter, genialer Vincent. Er würde nie gesunden. Niemals.

»Du darfst es niemandem zeigen, Theo.« Vincent krümmte sich vor Schmerz und setzte sich im Bett auf.

»Deine Bilder werden überall ausgestellt, Vincent. Selbstverständlich werden sie ausgestellt.«

Vincent sank zurück und hustete feucht und harsch. Er riss an seinen Hosen.

»Gib sie her. Gib sie mir, bitte. Die Tube mit dem Blau.«

Theo sah eine zerdrückte Farbtube auf dem Nachttisch liegen und gab sie Vincent in die Hand.

»Hier, die möchtest du?«

Vincent nahm die Tube und drückte das allerletzte Ultramarin auf seinen Finger.

»Vincent ...« Theo versuchte, die Hand seines Bruders zu nehmen, doch Vincent verschmierte das Blau auf dem weißen Verband um seine Brust, sank zurück und atmete aus, lang und rasselnd.

»So will ich gehen«, flüsterte Vincent. Dann starb er.

Interludium in Blau #1

Sacré Bleu

Der Umhang der Jungfrau Maria ist blau. Heiliges Blau. Das war nicht immer so. Gegen Anfang des 13. Jahrhunderts bestimmte die Kirche, dass Marias Umhang auf Gemälden, Fresken, Mosaiken, Glasmalereien, Ikonen und Altären blau zu sein habe, und zwar nicht irgendein Blau, sondern Ultramarin, die seltenste und teuerste Farbe auf der Palette eines mittelalterlichen Malers. Das Mineral, aus dem es hergestellt wurde, war wertvoller als Gold. Seltsamerweise findet die Farbe Blau in den elfhundert Jahren vor der Entstehung des Marienkultes in der Kirchenliteratur keinerlei Erwähnung, als hätte man sie absichtlich gemieden. Vor dem 13. Jahrhundert musste der Umhang der Jungfrau in Rot dargestellt werden – der Farbe des heiligen Blutes.

Mittelalterliche Farbenhändler und Färber waren seit der Zeit des Römischen Reiches für Rot gerüstet, hatten jedoch noch keine natürliche Quelle für das Blau gefunden und einige Probleme, der Nachfrage zu entsprechen, die aus der Verbindung der Farbe mit der Jungfrau Maria erwuchs. Manche versuchten sogar, die Gläser der großen Kathedralen zu bestechen, damit sie den Teufel in ihren Fenstern blau darstellten, in der Hoffnung, die Gläubigen in ihrem Sinne zu beeinflussen, doch die Jungfrau Maria und das Sacré Bleu gewannen die Oberhand.

Der Kult um die Jungfrau Maria könnte aus dem Bestreben der Kirche erwachsen sein, die letzten heidnischen Göttinnen-Anbeter zu absorbieren, manche davon übrig gebliebene Verehrer der römischen Göttin Venus, ihres griechischen Pendant Aphrodite und der nordischen Freya. Die Menschen der Antike sahen keinerlei Zusammenhang zwischen der Farbe Blau und ihren Göttinnen. Für sie war Blau nicht einmal eine Farbe, sondern nur eine Schattierung der Nacht, ein Abkömmling vom Schwarz.

Für die antike Welt war Blau der Ursprung der Dunkelheit.

Frauen, ein Kommen und Gehen

Paris, Juli 1890

Lucien Lessard half gerade in der Familienbäckerei auf dem Montmartre aus, als ihn die Nachricht von Vincents Tod erreichte. Eine Verkäuferin, die in der Nähe von Theo van Goghs Galerie »Boussod et Valadon« arbeitete, war in die Bäckerei gekommen, um sich etwas für ihre Mittagspause zu holen, und erwähnte die Neuigkeit so unbekümmert, als machte sie eine Bemerkung über das Wetter.

»Hat sich erschossen. Mitten auf einem Maisfeld«, sagte das Mädchen. »Ach, und eine von diesen Lammpasteten, bitte.«

Es überraschte sie, dass Lucien der Atem stockte und er sich am Tresen festhalten musste.

»Tut mir leid, Monsieur Lessard«, sagte das Mädchen. »Ich wusste nicht, dass Sie ihn kannten.«

Lucien winkte ab, sie solle sich keine Gedanken machen, und fand die Fassung wieder. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, schmal und bartlos, mit einem schwarzen Haarschopf, der über seine Stirn und seine dunklen Augen fiel, die von so tiefem Braun waren, dass sie das Licht aus dem Raum zu saugen schienen. »Wir haben zusammen studiert. Er war ein Freund.«

Lucien zwang sich, das Mädchen anzulächeln, dann wandte er sich seiner Schwester Régine zu, die sechs Jahre älter war,

eine zierliche Frau mit hohen Wangenknochen und ebenso dunklen Haaren und Augen, die am anderen Ende des Treppens arbeitete.

»Régine, ich muss es Henri erzählen.« Schon löste er seine Schürze.

Régine nickte und wandte sich eilig ab. »Ja, das musst du«, sagte sie. »Geh, nun geh schon!« Sie winkte ihm über die Schulter hinweg zu, und er sah, dass sie ihre Tränen verbarg. Sie weinte nicht um Vincent, denn sie hatte ihn ja kaum gekannt. Sie weinte um den Verlust eines anderen verrückten Malers, denn das war das Schicksal der Lessards.

Lucien drückte die Schulter seiner Schwester. »Kann ich dich hier allein lassen?«

»Geh. Geh, geh!«, sagte sie.

Lucien wischte Mehl von seiner Hose, als er über den Platz hinweg zum Rand des Montmartre lief, wo er Paris unter sich liegen sah, das in der Mittagssonne schimmerte. Im Osten stieg schwarzer Rauch von den Fabriken in Saint-Denis auf und warf einen Schatten über ganze Stadtviertel. Die Seine war eine silberblaue Klinge und zerschnitt die Stadt in zwei Teile. Die Boulevards flimmerten vor Hitze und buntem Treiben und dem beißenden Dampf der Pferdepisse. Über allem ragte der *Butte Montmartre* auf, der Hügel der Märtyrer, auf dem St. Denis, der erste Bischof von Paris, im Jahre 251 von den Römern enthauptet worden war, um dann sein letztes kanonisches Wunder zu vollbringen, indem er seinen abgeschlagenen Kopf aufhob und genau zu der Stelle trug, an der Lucien nun stand, und als er ein letztes Mal auf seine Stadt hinausblickte, dachte er: *Weißt du, was da gut hinpassen würde? Ein großer Eisenturm. Aber was weiß ich denn schon? Kopfloses Gerede.*

Es heißt, sein Kopf sei den ganzen Weg bis zur Avenue de

Clichy gerollt, und nun machte sich Lucien auf, die zweihundertzweiundvierzig Stufen hinabzusteigen, zu ebenjenem Boulevard in der Gegend um den Place Pigalle, auf dem sich die Cafés, Bordelle und Cabarets drängten und an manchem Morgen beim Brunnen die »Parade der Modelle« stattfand.

Lucien lief zuerst zu Henris Wohnung an der Rue de la Fontaine, wo er niemanden antraf. Da er davon ausging, dass Henri nach einer weiteren Nacht bei Absinth und Opium seinen Rausch ausschließ, bat er die Concierge, ihm die Tür zu öffnen, doch der Maler war nicht zu Hause.

»Ich habe den kleinen Herrn seit zwei Tagen nicht gesehen, Monsieur Lessard«, sagte die Concierge, eine rundliche Frau mit hängenden Schultern, Knollennase und Wangen, die von geplatzen Äderchen überzogen waren. »Der beißt sogar dem Teufel noch in den Allerwertesten, bevor er abtritt.«

»Sollte er nach Hause kommen, teilen Sie ihm bitte mit, dass ich da war«, sagte Lucien. Er hoffte, Madame würde Henri gegenüber nichts von teuflischen Hintern erwähnen. Es würde ihn inspirieren, und zwar keineswegs in künstlerischer Hinsicht.

Dann um die Ecke zum Moulin Rouge. Das Cabaret war tagsüber nicht fürs Publikum geöffnet, aber manchmal zeichnete Henri die Tänzerinnen bei der Probe. Nur heute nicht. Das Tanzlokal war dunkel. Lucien suchte seinen Freund im Restaurant Le Rat Mort, wo er bisweilen dinierte, und in diversen Cafés an der Avenue de Clichy, bis er aufgab und sich auf den Weg zu den Freudenhäusern machte. Im Salon des Bordells an der Rue d'Amboise sagte ein Mädchen im roten Negligé, das auf einem samtene Diwan gedöst hatte: »O ja, er war zwei Tage hier, vielleicht drei, ich weiß nicht. Ist es draußen dunkel? Eben will er einen noch ficken, dann will er einen zeichnen, während

man sich kämmt, und schon kocht er einem Tee, und ununterbrochen trinkt er Absinth oder Cognac – da braucht man direkt eine Assistentin, um mit seinen Launen Schritt halten zu können. Diese Arbeit sollte eigentlich leicht von der Hand gehen, Monsieur. Als ich gestern aufwachte, bemalte er gerade meine Fußnägel.«

»Nun, er ist ein ausgezeichnete Maler«, sagte Lucien, als könnte das die Sorge des Mädchens lindern. Er betrachtete ihre Füße, doch die Hure trug schwarze Strümpfe. »Sicher sehen sie vortrefflich aus.«

»Ja, sie waren hübsch wie chinesische Schachteln, aber leider hat er sie in Öl bemalt. Er meinte, ich müsste meine Füße drei Tage hochhalten, bis die Farbe trocken ist. Er hat mir sogar seine Hilfe angeboten. Er ist ein rechter Schlingel.«

»Und wo könnte ich nach ihm suchen?«, fragte Lucien.

»Er ist oben bei Mireille. Sie ist ihm die Liebste von allen, weil sie noch kleiner ist als er. Zweite oder dritte Tür oben an der Treppe. Ich bin mir nicht sicher. Sie müssen nur lauschen. Die beiden quieken wie die Äffchen, wenn sie zusammen sind. Es ist direkt unschicklich.«

»Merci, Mademoiselle«, sagte Lucien.

Wie angekündigt hörte Lucien ein Quieken, als er zur dritten Tür oben an der Treppe kam, begleitet vom rhythmischen Juchzen einer Frau.

Lucien klopfte an die Tür. »Henri. Ich bin's, Lucien.«

Von drinnen hörte er die Stimme eines Mannes: »Geh weg! Ich reite gerade die Grüne Fee.«

Dann die Stimme einer Frau, noch immer lachend: »Gar nicht wahr!«

»Gar nicht wahr? Man hat mich belogen! Lucien, wie es scheint, reite ich das völlig falsche Fabelwesen. Madame, nach

Beendigung meines Geschäfts erwarte ich eine vollständige Erstattung meiner Auslagen.«

»Henri, ich habe Neuigkeiten.« Lucien war der Ansicht, dass der Tod eines Freundes keine Nachricht war, die man durch eine Bordelltür rufen sollte.

»Sobald ich mein Geschäft beendet ...«

»Dein Geschäft ist bereits beendet«, kicherte Mireille.

»Nun, so ist es wohl«, sagte Henri. »Einen Moment, Lucien.«

Die Tür flog auf, und Lucien schreckte zurück, stieß gegen das Geländer, stürzte beinah in den Salon hinab.

»Bonjour!«, sagte Graf Henri Raymond Marie de Toulouse-Lautrec, der so gut wie nackt war.

»Du trägst beim Vögeln dein *pince-nez*?«, fragte Lucien. In der Tat klemmte ein *pince-nez* auf Henris Nase, die auf Luciens Brustbein zielte.

»Ich bin ein Künstler, Monsieur. Möchtet Ihr denn, dass ich aufgrund meiner schlechten Augen einen inspirierenden Moment versäume?«

»Und dein Hut?« Henri trug eine Melone.

»Das ist mein Liebingshut.«

»Dafür kann ich mich verbürgen«, sagte Mireille, die bis auf ihre Strümpfe nackt war. Sie ließ sich aus dem Bett gleiten und tappte zu Henri hinüber, nahm ihm den Zigarrenstumpfen aus dem Mund, dann huschte sie zum Waschbecken, paffend wie eine kleine Marshmallow-Lokomotive. »Er reitet nie ohne Hut.«

»*Bonjour*, Mademoiselle«, sagte Lucien, der sich seiner Manieren erinnerte und dennoch an Toulouse-Lautrec vorbeispähte, um der Prostituierten bei der Körperpflege zuzusehen.

»Ist sie nicht bezaubernd?«, fragte Henri, als er Luciens Blick sah.

Plötzlich merkte Lucien, dass er bereits eingetreten war und sehr nahe bei seinem nackten Freund stand.

»Henri, zieh dir bitte eine Hose über!«

»Schrei mich nicht an, Lucien. Du kommst hier im Morgengrauen herein ...«

»Es ist Mittag.«

»Im Mittagsgrauen und reißt mich von meiner Arbeit weg ...«

»*Meiner Arbeit*«, sagte Mireille.

»... von meinen Recherchen weg«, sagte Toulouse-Lautrec.
»Und dann ...«

»Vincent van Gogh ist tot«, sagte Lucien.

»Oh.« Henri ließ den Finger sinken, den er erhoben hatte, um seinen Standpunkt deutlich zu machen. »Dann sollte ich mir lieber eine Hose anziehen.«

»Ja«, sagte Lucien, »das wäre besser. Ich warte unten auf dich.«

Es war nicht seine Absicht gewesen, doch als er den Gesichtsausdruck des Malers sah, wurde ihm klar, dass er Henri eben dasselbe angetan hatte wie die Verkäuferin ihm: Er hatte eine Falltür in die Welt geöffnet, in die Vincent abgestürzt war.

Lucien wartete ungeduldig bei den Huren. Um diese Tageszeit saßen nur drei im Salon (während das Haus abends vermutlich an die dreißig beherbergte), aber sie saßen alle zusammen auf einem der runden Diwane, und er fand es unhöflich, sich nicht zu ihnen zu gesellen.

»*Bonjour*«, sagte er, als er sich setzte. Das Mädchen im roten Negligé, das ihm den Weg gewiesen hatte, war weg, beglückte vermutlich oben einen Freier. Diese drei waren ihm neu, oder zumindest hoffte er, sie wären neu. Zwei waren älter als er, ein

wenig von den Jahren gezeichnet, und jede hatte ihre Haare in einem anderen, unnatürlichen Rot gefärbt. Die dritte war jünger als er, aber sehr rund und blond und sah irgendwie clownesk aus, mit ihren Haaren, die oben auf dem Kopf zu einem Dutt geknotet waren, die Lippen groß und rot gemalt, ein grotesk erschreckter Schmolmmund. Alle drei sahen aus, als könnte sie nichts mehr überraschen.

»Ich warte auf einen Freund«, sagte Lucien.

»Ich kenne Sie«, sagte die rundliche Blondine. »Sie sind Monsieur Lessard, der Bäcker.«

»Der *Maler*«, verbesserte Lucien. *Verdammt*. Henri hatte ihn vor zwei Jahren einmal hierher mitgenommen, weil er mit quälendem Herzschmerz zu kämpfen hatte, und obwohl der magische Nebel aus Brandy, Absinth, Opium und Verzweiflung die Erinnerung daran verschleierte, hatte er offensichtlich die Bekanntschaft dieses rundlichen Clownmädchens gemacht.

»Ja, Maler«, sagte die Blonde. »Aber Ihren Lebensunterhalt verdienen Sie als Bäcker, oder?«

»Ich habe erst letzten Monat zwei Bilder verkauft«, sagte Lucien.

»Ich habe letzte Nacht zwei Bankiers gelutscht«, sagte die Hure. »Bin ich deswegen jetzt Aktienhändlerin oder was?«

Eine der älteren Huren stieß der Blondin ihren Ellbogen gegen die Schulter, dann schüttelte sie streng den Kopf.

»Tut mir leid. Sie wollen nicht übers Geschäft reden. Haben Sie denn inzwischen dieses Mädchen verwunden, um das Sie damals weinen mussten? Wie hieß sie noch? Josephine? Jeanne? Die ganze Nacht haben Sie ihren Namen gejault.«

»Juliette«, sagte Lucien. *Was treibt Henri? Er muss sich doch nur anziehen, nicht das Schlachtfeld malen.*

»Stimmt. Juliette. Haben Sie die Schlampe verwunden?«

Der nächste Ellbogen, diesmal von der anderen Hure und in die Rippen.

»Autsch. Biest. Ich wollte nur nett sein.«

»Es geht mir gut«, sagte Lucien. Es ging ihm überhaupt nicht gut. Es ging ihm sogar noch schlechter, nachdem er nun annehmen musste, dass er möglicherweise versucht hatte, Trost auf dem Leib dieses groben Weibes zu finden.

»Meine Damen«, rief Toulouse-Lautrec von der Treppe her. »Ich sehe, Sie haben meinen Freund Monsieur Lucien Lessard, den Maler vom Montmartre, bereits kennengelernt.« Er nahm die Treppe mit Hilfe seines Gehstocks, hielt auf jeder Stufe inne. In manchen Momenten schmerzten seine Beine schlimmer als in anderen, zum Beispiel nach einer Sauf tour.

»Er war früher schon mal hier«, sagte der mollige Clown.

Henri schien Luciens Entsetzen bemerkt zu haben, denn er sagte: »Entspann dich, mein Freund. Du warst viel zu betrunken und betrübt, um dem Charme der Damen zu erliegen. Du bist noch so rein und jungfräulich wie am Tag deiner Geburt.«

»Ich bin doch keine ...«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Henri. »Ich bin und bleibe dein Beschützer. Entschuldige die Verspätung. Es scheint, als hätten sich meine Schuhe über Nacht davongestohlen, und ich musste mir welche leihen.« Am Fuß der Treppe angekommen, zog er seine Hosenbeine hoch und zeigte ein Paar geschnürte Damenschuhe her, größer, als man sie von Damen kannte, denn mochte Henri auch klein sein, so waren doch nur seine Beine zu kurz, aufgrund einer Verletzung in der Kindheit (und des Umstandes, dass seine Eltern Cousin und Cousine ersten Grades waren). Seine übrigen Körperteile waren von normaler Größe.

»Das sind meine Schuhe«, sagte die runde Blondine.

»Nun, das mag wohl sein. Ich habe mit der Madame eine Übereinkunft getroffen. Lucien, wollen wir gehen? Ich glaube, ein Mittagmahl wäre angezeigt. Womöglich habe ich seit Tagen nichts gegessen.« Er tippte zum Gruß an seinen Hut. »*Adieu*, meine Damen. *Adieu*.«

Lucien schloss sich seinem Freund an. Sie gingen durchs Foyer und traten hinaus ins grelle Sonnenlicht, Henri ein wenig wacklig auf den hohen Absätzen.

»Weißt du, Lucien, es fällt mir wirklich schwer, eine Hure nicht zu mögen, aber diese Blonde, die sie Miesmarie nennen, hat es doch geschafft, meinen Unmut zu wecken.«

»Hast du ihr deshalb die Schuhe gestohlen?«

»Nichts dergleichen habe ich getan. Ein armes Ding, das auch irgendwie zurande kommen muss ...«

»Deine eigenen Schuhe stecken hinten in deinem Hosenbund, unter dem Mantel.«

»Nein, bestimmt nicht. Das ist mein Buckel, eine unglückliche Folge meiner königlichen Abstammung.«

Als sie vom Kantstein auf die Straße traten, um diese zu überqueren, fiel ein Schuh unter Henris Mantel hervor und landete auf dem Kopfsteinpflaster.

»Nun, sie war unfreundlich zu dir, Lucien. Das darf man sich nicht bieten lassen. Spendier mir was zu trinken und erzähl mir, was unserem armen Vincent zugestoßen ist.«

»Du sagtest, du hättest seit Tagen nichts gegessen.«

»Na, dann spendier mir eben was zu essen.«



Sie speisten am Fenster der *Toten Ratte* und betrachteten die Passanten in ihren farbenfrohen Sommerkleidern, während Toulouse-Lautrec verzweifelt versuchte, sich nicht erneut zu übergeben.

»Vielleicht ein Cognac, um deinen Magen zu beruhigen«, sagte Lucien.

»Eine ausgezeichnete Idee. Aber ich fürchte, Miesmaries Schuhe sind hin.«

»*C'est la vie*«, sagte Lucien.

»Ich glaube, Vincents Ableben ist mir auf den Magen geschlagen.«

»Verständlicherweise«, sagte Lucien. Vermutlich hätte auch er sein Mahl in kunterbuntem Schwall erbrochen, wenn er seine Bestürzung über den Tod eines Freundes nach drei ausschweifenden Tagen und Nächten so verdrängen wollte, wie Henri es versuchte. Gemeinsam mit Vincent hatten beide das Atelier Cormon besucht, Seite an Seite mit ihm gemalt, getrunken, gelacht und in den Cafés des Montmartre über Farbenlehre gestritten. Einmal hatte Henri einen Mann zum Duell gefordert, der Vincents Werk beleidigte, und hätte ihn getötet, wäre er nicht zu betrunken gewesen, um tatsächlich zu kämpfen.

Lucien fuhr fort: »Ich war erst letzte Woche bei Theo in der Galerie. Er meinte, Vincent würde malen wie ein Berserker und Auvers täte ihm gut. Er arbeite fleißig. Selbst Dr. Gachet hat ihn nach dem Zusammenbruch in Arles für geheilt erklärt.«

»Ich mochte seine Ideen und seinen Umgang mit Farbe und Pinsel, aber er war immer dermaßen emotional. Wenn er es sich vielleicht hätte leisten können, mehr zu trinken ...«

»Ich glaube nicht, dass ihm das geholfen hätte, Henri. Aber wenn seine Arbeit doch gut war und Theo seine laufenden Kosten übernahm, wieso hat er dann ...?«

»Eine Frau«, sagte Toulouse-Lautrec. »Wenn eine angemessene Weile vergangen ist, sollten wir Theo in der Galerie besuchen und uns Vincents letzte Werke ansehen. Ich wette, es gibt da eine Frau. Kein Mann bringt sich so einfach um,

nur wenn sein Herz gebrochen ist. Wer wüsste das besser als du?»

Lucien spürte einen Schmerz in seiner Brust – seine Erinnerungen und sein Mitgefühl für das, was Vincent erlitten haben musste. Ja, das konnte er verstehen. Er seufzte, starrte aus dem Fenster und sagte: »Weißt du, Renoir meinte immer, sie sind alle ein und dieselbe Frau. Ein Ideal.«

»Du bist nicht in der Lage, ein Gespräch zu führen, ohne deine Kindheit im Umfeld der Impressionisten zu erwähnen, oder?«

Lucien wandte sich seinem Freund zu und grinste. »So wie du nicht in der Lage bist, unerwähnt zu lassen, dass du als Graf auf die Welt gekommen und auf einer Burg aufgewachsen bist.«

»Wir alle sind Sklaven unserer Vergangenheit. Ich sage nur, wenn wir in van Goghs Vergangenheit graben, wirst du sehen, dass im Herzen seiner Krankheit eine Frau wohnt.«

Lucien schüttelte sich wie ein Hund, als könnte er so die Erinnerung und die Trauer in diesem Gespräch loswerden. »Hör mal, Henri, van Gogh war ein ehrgeiziger Maler, talentiert, aber labil. Hast du je mit ihm gemalt? Er hat die Farbe gegessen. Ich war gerade dabei, die Farbe einer *moulin* anzumischen, und als ich zu ihm hinübersehe, hat er eine halbe Tube Färberröte auf den Zähnen.«

»Vincent hatte ein Faible für einen guten Roten«, sagte Henri grinsend.

»Monsieur«, sagte Lucien. »Ihr seid ein schrecklicher Mensch.«

»Da gebe ich dir recht ...«

Toulouse-Lautrec hielt inne und stand auf, mit Blick zum Fenster hinaus, über Luciens Schulter hinweg.

»Weißt du noch, dass du mich vor Carmen gewarnt hast?«,

sagte Henri und legte Lucien eine Hand auf die Schulter. »Du meinstest, mich von ihr loszusagen, sei das Beste für mich, egal, wie mir dabei zumute war.«

»Wie kommst du denn jetzt darauf?« Lucien drehte sich auf seinem Stuhl um, weil er wissen wollte, was Henri betrachtete, und sah einen Rock – nein, eine Frau, draußen auf der Straße, in einem veilchenblauen Kleid, mit passendem Schirm und Hut. Eine schöne, dunkelhaarige Frau mit atemberaubend blauen Augen.

»Lass sie gehen«, sagte Henri.

Augenblicklich war Lucien auf den Beinen und stürzte zur Tür hinaus.

»Juliette! Juliette!«

Toulouse-Lautrec sah, wie sein Freund zu der Frau lief, dann vor ihr stehen blieb, als wüsste er nicht, was er tun sollte. Sie strahlte, als sie ihn erkannte, dann ließ sie ihren Sonnenschirm sinken und schlang die Arme um seinen Hals, fiel fast über ihn her, als sie ihn küsste.

Der Kellner, der aus der Küche gekommen war, weil er die Tür gehört hatte, gesellte sich zu Henri ans Fenster.

»Oh, là, là, Ihr Freund hat einen echten Fang gemacht, Monsieur.«

»Und ich fürchte, es dürfte bald schwierig werden, noch weiterhin mit ihm befreundet zu sein.«

»Ah, bekommt er vielleicht Konkurrenz?« Der Kellner deutete auf die gegenüberliegende Seite des Boulevards, wo ein kleiner, verwachsener Mann mit braunem Anzug und Melone zwischen den Kutschen und Passanten hindurchspähte und Lucien und das Mädchen beobachtete, ein Funkeln in den Augen, das für Henri nach Verlangen aussah.

Die ringenden Hunde vom Montmartre, Paris

1873

Lucien Lessard war zehn Jahre alt, als das heilige Blau ihn zum ersten Mal verzauberte. Im Grunde handelte es sich um eine eher geringfügige Verzauberung, doch auch der Sturm, der ein Königreich verwüstet, beginnt mit einem ersten Regentropfen, und später erinnert man sich nur noch an etwas Feuchtes auf der Wange und dass man dachte: *War das ein Vogel?*



»Ist das ein Vogel?«, fragte Lucien seinen Vater.

Père Lessard stand über den Brottisch im hinteren Teil seiner Bäckerei gelehnt und malte mit einem Zuckerbäckerpinsel Muster ins Mehl, die Unterarme weiß gepudert wie verschneite Schinken.

»Das ist ein Segelschiff«, sagte Père Lessard.

Lucien neigte den Kopf nach links, dann nach rechts. »Ah, stimmt, jetzt sehe ich es auch.« Er sah beim besten Willen nichts.

Sein Vater ließ die Schultern hängen und wirkte plötzlich sehr müde. »Nein, tust du nicht. Ich bin kein Künstler, Lucien. Ich bin Bäcker. Mein Vater war Bäcker, genau wie sein Vater vor ihm. Seit zweihundert Jahren verpflegt unsere Familie die Menschen auf dem Hügel. Mein Leben lang habe ich nach Hefe gerochen und Mehlstaub geatmet. Keinen einzigen Tag mussten Freunde und Familie hungern, nicht einmal im Krieg. Brot ist

mein Leben, Sohn, und bis ich sterbe, werde ich eine Million Laibe gebacken haben.«

»Ja, Papa«, sagte Lucien. Er hatte schon hin und wieder erlebt, dass sein Vater derart in Melancholie versank, für gewöhnlich – wie jetzt – kurz vor dem Morgengrauen, während sie darauf warteten, dass die ersten Brote aus dem Ofen kamen. Er tätschelte den Arm des Vaters, in der Gewissheit, dass das Brot bald fertig wäre und sie danach so viel zu tun hätten, dass keine Zeit mehr blieb, um Schiffe zu betrauern, die wie Vögel aussahen.

»Alles würde ich hergeben, wenn ich so mit Wasserfarben umgehen könnte wie unser Freund Monet oder wenn ich die Freude im Lächeln eines jungen Mädchens malen könnte wie Renoir. Weißt du, wovon ich rede?«

»Ja, Papa«, sagte Lucien. Er hatte keine Ahnung, wovon sein Vater redete.

»Schwafelt er etwa schon wieder von seinen Busenfreunden?«, sagte Mutter, als sie aus dem Laden gestürmt kam, wo sie das Gebäck in Körben arrangiert hatte. Sie war eine stämmige Frau mit breitem Hintern, die ihr kastanienbraunes Haar als *chignon* trug, dessen lose Strähnen entweder ihrer Übermüdung zuzuschreiben waren oder ihr einfach nur zu entfliehen versuchten. Trotz ihrer Größe schwebte sie durch die Bäckerei, als tanzte sie einen Walzer, auf den Lippen ein verduzttes Lächeln und in den Augen ein Funke der Verärgerung. *Verduzt und verärgerter* war mehr oder weniger die Brille, durch die Mère Lessard die Welt sah. »Nun, draußen warten schon die Leute, und zwar auf das Brot, nicht auf den Quatsch, den du da kritzelst.«

Père Lessard legte seinen Arm um Luciens Schultern. »Versprich mir, Junge, dass du ein großer Maler wirst und dir nicht wie ich das Leben von einer spöttischen Frau verderben lässt.«

»Einer *schönen* und spöttischen Frau«, sagte Mutter.

»Gewiss, *chère*«, sagte Luciens Vater, »aber vor der Schönheit muss ich ihn nicht warnen, oder?«

»Dann sei so gut und warne ihn davor, sich mit farbbeklecksten Vagabunden anzufreunden.«

»Wir müssen Madame ihre Ignoranz verzeihen, Lucien. Sie ist eine Frau, und es mangelt ihr an der Gabe, die Kunst würdigen zu können, doch eines Tages wird sie einsehen, dass meine Malerfreunde große Männer sind, und sie wird ihre unfreundlichen Worte bereuen.«

Das machten Luciens Eltern manchmal so. Dann sprachen sie durch ihn, als wäre er ein langes Rohr, das den scharfen Ton ihrer Worte dämpfen sollte. Er hatte gelernt, dass es das Beste war, an die Wand zu starren und auf gar keinen Fall Aufmerksamkeit vorzutäuschen, bis einer von beiden eine ausreichend komische Pointe fand, mit der sich der Schlagabtausch in Wohlgefallen auflöste.

Mutter schnüffelte die Luft, die vom Duft des backenden Brotes erfüllt war, und schnaubte. »Monsieur, Euch bleiben noch ein paar Minuten, bis das Brot fertig ist. Wieso geht Ihr nicht an die frische Luft und seht Euch mit Eurem Sohn den Sonnenaufgang an? Wenn Ihr erst einen Maler aus ihm gemacht habt, wird er nie mehr früh genug wach sein, um die Sonne aufgehen zu sehen.« Damit tänzelte sie am schweren Holztisch entlang und die Treppe zur Wohnung hinauf.

Lucien und sein Vater schlichen zur Hintertür des Hauses mit der Nummer 6 an der Rue Norvins hinaus und drückten sich an den Häusern entlang, im Rücken der wartenden Kunden, hinüber zum Place du Tertre, um auf die Stadt zu blicken.

Der Hügel namens »Montmartre« war hundertdreißig Meter hoch und lag am nördlichen Ende von Paris. Hunderte von Jah-

ren war Montmartre ein eigenständiges Dorf gewesen, draußen vor den Stadtmauern, doch als die Mauern eingerissen wurden, um Platz für Boulevards zu schaffen, wurde Montmartre zu einem Dorf inmitten einer der größten Städte der Welt. Lebte man als Künstler in Paris, dann kam man zum Hungern auf den Montmartre, und es war Père Lessard, der das verhinderte.

Père Lessard holte eine kleine Pfeife aus seiner Schürzentasche und zündete sie mit einem Streichholz an, dann stand er da, die Hand auf der Schulter seines Sohnes, so wie er es sechs Mal die Woche tat, und rauchte, während sie dabei zusahen, wie sich die Stadt in der Morgendämmerung rosa färbte.

Dieser Teil des Tages war Lucien der liebste, wenn die Arbeit größtenteils getan war, die Schule noch vor ihm lag und sein Vater mit ihm sprach, als wäre er der einzige Mensch auf der Welt. Er stellte sich vor, er wäre ein junger Moses, der Auserwählte, und Vaters Pfeife wäre der brennende Busch, nur dass er ein kleiner, französischer, katholischer Moses war und kein Wort von dem Hebräisch verstand, das der Busch da redete.

»Guck mal, da drüben ist der Louvre«, sagte Père Lessard. »Wusstest du, dass der Hof des Louvre ein Elendsquartier war, in dem Arbeiter mit ihren Familien hausten, bis Haussmann Paris umgebaut hat? Monsieur Renoir ist dort aufgewachsen.«

»Ja«, sagte Lucien, erpicht darauf, seinem Vater zu zeigen, wie erwachsen er war. »Er hat erzählt, als kleiner Junge hätte er den Männern von Königin Amalias Garde Streiche gespielt.« Lucien kannte Monsieur Renoir besser als die anderen Maler seines Vaters, da Renoir eingewilligt hatte, Lucien im Zeichnen zu unterweisen, im Tausch gegen Brot, Kaffee und Gebäck. Trotz der gemeinsamen Zeit, die sie verbrachten, schien Renoir ihn nicht sonderlich zu mögen. Lucien vermutete, dass es vielleicht mit seiner Syphilis zu tun hatte.

Es war bereits während ihrer zweiten Stunde deutlich geworden, als Lucien jammerte, er sei einfach nicht klug genug, um Künstler zu werden.

»In der Kunst geht es nicht ums Denken, Lucien«, sagte Renoir. »Es geht um die Geschicklichkeit in deinen Händen. Ich bin kein Intellektueller, ich habe keine Phantasie. Ich male, was ich sehe. An den Händen eines Mannes lässt sich mehr erkennen als an seinem Diskurs.«

»Aber Eure Hände sind winzig, Monsieur«, sagte Lucien. Renoir war tatsächlich ein ausgesprochen schwächlicher Geselle. Madame Jacob, der die *crémèrie* gegenüber am Platz gehörte, wollte ihn am liebsten überreden, eine ihrer beiden Töchter zu heiraten, die – wie sie versprach – dafür sorgen würde, dass er was auf die Rippen bekam, um ihn vor seiner haushälterischen Hilflosigkeit zu retten.

»Was willst du mir damit sagen?«, fragte Renoir.

»Nichts«, sagte Lucien.

»Deine Hände sind auch winzig«, sagte Renoir.

»Aber ich bin erst neun«, erwiderte Lucien, der damals erst neun Jahre alt war.

»Das ist der Grund, weshalb dich niemand mag, Lucien«, sagte Renoir. »Wahrscheinlich sind deine Hände so klein, weil du Syphilis hast.«

Lucien wusste nicht, was Syphilis war, aber er fürchtete, es würde ihn als Maler behindern.

»Du hast keine Syphilis«, sagte Vater. »Deine Hände sind fein und kräftig vom Teigkneten. Du wirst einmal ein großer Maler.«

»Ich glaube, Monsieur Renoir glaubt nicht, dass aus mir ein großer Maler wird. Er sagt, ich bin schlicht.«

»Für Renoir ist Schlichtheit eine Tugend. Hat er dir nicht erzählt, wie sehr er schlichte Frauen liebt?«

»Ich glaube nicht, dass er tugendhaft schlicht meinte. Ich glaube, er meinte dümmlich schlicht.«

Kurz nachdem Renoir eingewilligt hatte, Lucien zu unterrichten, ging Père Lessard mit dem Jungen den Hügel hinab zum Farbengeschäft von Monsieur Tanguy am Place Pigalle und kaufte ihm einen Zeichenblock, Bleistifte, rote Kreide und etwas Zeichenkohle. Dann fuhren sie auf dem Oberdeck eines Pferdeomnibus zum Louvre, um sich Gemälde anzusehen, damit Lucien einen Orientierungspunkt bekam, von dem aus er seine künstlerische Karriere beginnen konnte.

»Es gibt viele Bilder der Heiligen Mutter«, sagte Lucien. »Aber keines ist wie das andere.«

»Die Heilige Mutter hat viele Gesichter, aber man erkennt sie an ihrem blauen Umhang. Man sagt, sie sei der Geist, der allen Frauen innewohnt.«

»Guck mal, da ist sie nackt, und das Jesuskind hat Flügel«, sagte Lucien.

»Das ist nicht die Heilige Mutter, das ist Venus. Und das da ist nicht Jesus, das ist Amor, der römische Gott der Liebe.«

»Sollte sie nicht auch den Geist der Heiligen Mutter in sich tragen?«

»Nein, sie ist ein heidnischer Mythos.«

»Was ist mit Maman? Trägt sie auch den Geist der Heiligen Mutter in sich?«

»Nein, Lucien, deine Mutter ist ebenfalls ein heidnischer Mythos. Komm, sehen wir uns mal die Bilder von diesen Ringkämpfern da drüben an.«

Jetzt sah sich Lucien seinen Vater an, der sich ansah, wie die Sonne hinter dem Horizont hervorkam und die Seine in ein Band von leuchtendem Kupfer verwandelte. Ein wehmütiges Lächeln glänzte in den Augen seines Vaters.

»Warum malst du nicht, Papa?«, sagte Lucien. »Ich könnte doch das Brot backen.«

»Die Bleche sind zu schwer für dich. Und du bist nicht groß genug, um in den obersten Ofen zu sehen. Und ich bin zu alt, um noch zu lernen. Und wenn ich es täte, müsste ich es heimlich tun, weil mich sonst meine Malerfreunde nur hänseln würden. Und außerdem bin ich zu alt, um damit noch anzufangen. Ich wäre nie wirklich gut.«

»Wieso muss es gut sein, wenn du es sowieso geheim hältst?«

»Wie sollst du je etwas lernen, wenn du immer widersprichst, Lucien? Komm, die Brote müssten so weit sein«, sagte Vater. Er klopfte seine Pfeife am Absatz aus, gab Lucien spielerisch eins hinter die Ohren und schlenderte quer über den Platz zur Arbeit. Scharen von Menschen hatten sich vor der Bäckerei versammelt, Dienstmägde und Ehefrauen, junge Mädchen und alte Männer, Concierges, Cafébesitzer, Fabrikarbeiter, die Brot für ihre Mittagspause holen wollten, die eine oder andere Hure oder Tänzerin und ein Klavierspieler kamen, um nach getaner Arbeit auf dem Heimweg noch auf ein Frühstück einzukehren. Alle sagten *bonjour* und tratschten und palaverten, während der Duft frisch gebackenen Brotes die Morgenluft erfüllte.

Am Rande der Menge entdeckte Lucien den Maler Camille Pissarro und lief zu ihm hinüber.

»Monsieur!«, rief Lucien, blieb in respektvollem Abstand stehen und rang den Drang nieder, seine Arme auszubreiten, um sich hochheben und mit rauen Küssen begrüßen zu lassen. Von Vaters Künstlerfreunden war Pissarro ihm der liebste. Er war ein kahler, hakennasiger Jude mit wildem, grauem Bart, ein Theoretiker und Anarchist, der Französisch mit melodischem, karibischem Akzent sprach und eben noch erbittert mit seinen Künstlerfreunden in der Bäckerei oder dem Café streiten konn-

te, um ihnen dann im nächsten Moment seinen letzten Sou für Brot, Kohlen oder Farbe zu schenken.

Er hatte einen Sohn in Luciens Alter, der ebenfalls Lucien hieß (aber es gab keine Missverständnisse, wenn sie zusammen spielten – aus Gründen, die schon bald verraten werden), und eine Tochter namens Jeanne-Rachel (genannt Minette), die ein Jahr jünger als Lucien war. Minette war zierlich und hübsch und konnte Steine werfen wie ein Junge. Sie weckte eine Liebe in Lucien, die so tief war, dass ihm schier der Atem stockte vor Verlangen, sie an den Haaren zu ziehen, damit sie ihre ganze Leidenschaft in die Welt hinauskreischte. Lucien war relativ sicher, dass er sie eines Tages zur Frau nehmen musste – wenn man ihr nur beibringen könnte, so spöttisch wie seine Mutter zu sein, damit sie ihm auch ordentlich das Leben verdarb. Heute jedoch begleitete sie ihren Vater nicht.

»Rattenfänger!«, rief Pissarro und ignorierte Luciens Respektabstand, indem er den Jungen an einem Arm hochhob und ihm gnadenlos einen kissenbärtigen Kuss auf beide Wangen gab, um ihn danach wieder auf den Boden zu stellen.

»Sehen Sie nur, Monsieur, wie sich die Leute versammeln, um zu erfahren, wer Ihr Gemälde gewinnt!«

»Ich glaube, man versammelt sich, weil dein Vater Brot gebacken hat«, sagte Pissarro. Er reichte Père Lessard die Hand, der eben ansetzte, die Stärken im Gemälde seines Freundes und die unsägliche Ignoranz des Salons herunterzubeten, der sein Werk verpönte, als von drinnen an die Scheibe geklopft wurde und alle sich umdrehten und Mère Lessard gewahr wurden, die einen *demitasse*-Löffel schwenkte wie eine zierliche Streitaxt, eine Augenbraue vielsagend hochgezogen, was darauf hindeutete, dass das Brot aus dem Ofen musste und Vater ruhig herumtrödeln sollte, so er denn wollte, dass das Brot verbrannte. Aber

der Moment würde kommen, in dem er schlafen musste, und dann dürfte es ihn nicht weiter erstaunen, wenn er aufwachte und tot war, einen kleinen Löffel durch Ohr oder Nase tief in den Schädel gerammt.

»Einen Moment, mein Freund«, sagte Père Lessard. »Die Brote.« Er zuckte mit den Schultern und hastete um die Ecke.

»Ich habe gezeichnet«, sagte Lucien. »Monsieur Renoir hat mir beigebracht zu zeichnen, was ich sehe.«

»Zeig mal her«, sagte Pissarro.

Lucien rannte sofort los, die Gasse entlang, zur Hintertür hinein, durch die Bäckerei, die Treppe hinauf und kehrte mit seinem Skizzenbuch zurück, bevor Pissarro seine Pfeife richtig zum Glühen brachte.

»Sehen Sie?«, sagte Lucien, als er dem Maler sein Skizzenbuch reichte. »Das sind zwei kämpfende Hunde, die ich gestern im Maquis beobachtet habe.«

Pissarro betrachtete die Zeichnung, nickte und drehte und wendete sie in der Luft, hielt sie auf Armeslänge und strich über seinen gewaltigen Donnerbart, als wäre er Jehova, der eine entnommene Rippe auf kreative Verwendungsmöglichkeiten hin untersuchte.

»Diese Hunde kämpfen nicht.«

»Tun sie wohl. Wie auf den Gemälden, die wir im Louvre gesehen haben«, sagte Lucien. »Kriechisch-römischer Ringkampf, hat Vater es genannt.«

»Ach, natürlich«, sagte Pissarro, als wäre ihm jetzt alles klar. »Ja, kriechisch-römisch ringende Hunde. Famos! Ich gehe davon aus, dass du Madame Lessard deine ringenden Hunde noch nicht gezeigt hast.«

»Allerdings, Monsieur. Mutter hat für Kunst nichts übrig.«

»Nun, dann muss ich darauf bestehen, dass du mir das Bild für meine Sammlung überlässt.«

Lucien fühlte sich, als müsse er vor Stolz platzen. »Wirklich, Monsieur? Sie wollen meine Zeichnung haben?«

»Ich werde sie neben einen Cézanne hängen. Ich glaube, der hat auch eine gewisse Affinität zu ringenden Hunden.«

»Und werden Sie Minette erzählen, dass das Bild von mir ist?«

»Selbstverständlich.«

Lucien begann, die Zeichnung aus seinem Skizzenbuch zu reißen, dann hielt er inne und blickte auf. Lucien hatte dunkle Augen, die oft wirkten, als stünden sie zu weit auseinander wie bei einem hungrigen Kätzchen, und nun sprach aus ihnen ein Kummer, den Tränen nah. »Aber, Monsieur, ich möchte nicht, dass *Euer* Lucien sich schlecht fühlt, wenn er meine ringenden Hunde in Eurem Haus hängen sieht.«

Pissarro lachte. »Dein Freund hat selbst ein Skizzenbuch, Rattenfänger. Um ihn mach dir mal keine Sorgen.«

Lucien lächelte, riss das Blatt heraus und reichte es dem Maler, der es vorsichtig in der Mitte faltete und in seine Manteltasche steckte.

In der Menge wurde ein Murmeln laut, und man manövrierte sich höflich in eine gute Ausgangsposition vor dem Eingang der Bäckerei. Mère Lessard zog die Jalousie hoch, drehte das Schild um und öffnete die Tür. Madame rief den Kunden ein fröhliches *bonjour* entgegen und hieß sie mit schwungvoller Geste und einem Lächeln im Laden willkommen, wie man es auf einer Teetasse mit dem Bild der vorrevolutionären Marie Antoinette finden mochte, was bedeuten soll: sprühend vor Charme und warmherzigem Versprechen.

»Maman spart sich ihre stürmische Seite für die Familie auf«,

sagte Père Lessard oft genug. »Für die Welt hat sie nur Sonnenschein und Schmetterlinge übrig.«

Das war der Moment, in dem sie dem jungen Lucien ein Baguette um die Ohren schlug. Die knusprig-zarte Kruste schmiegte sich an seinen Kopf, bog sich, brach jedoch nicht, was zeigte, dass der Ofen genau die richtige Temperatur und genügend Feuchtigkeit gehabt hatte, und tatsächlich – nach der uralten Lessard-Methode – perfekt war. Lucien glaubte, so machten es alle französischen *boulangers*, und er sollte erst zu einem jungen Mann heranwachsen, bis ihm jemand erklärte, dass die anderen Bäcker keinen Testknaben hatten, dem man jeden Morgen eine Brotstange um die Ohren schlug.

Madame Lessard hielt das perfekte Baguette hoch, um es der Menge vorzuführen. »*Voilà*«, sagte sie und eröffnete damit den heutigen Verkaufstag.

»Darf ich das Los ziehen, Maman? Darf ich das Los ziehen?«, rief Lucien, wobei er auf- und abhüpfte, dass ihm die Brotkrümel aus den Haaren rieselten, vor den Augen der Kunden, die in Viererreihen vor dem Tresen warteten und angesichts seiner Begeisterung doch etwas verwundert wirkten.

»Schon geschehen, Rattenfänger«, sagte Luciens älteste Schwester Régine, die sechzehn Jahre alt war und sich hinter dem Tresen zu seiner Mutter gesellte. Régine hatte von ihrem Vater die dunklen Haare und die Augen geerbt und überragte beide Eltern. Père Lessard sagte, eines Tages würde sie bestimmt jemandem eine gute Frau sein, aber er könnte sie ebenso gut nach Quebec schicken, wo sie der hübscheste Trapper wäre, den es je gegeben hatte. Régine hielt das siegreiche Los in die Luft. »Nummer zweiundvierzig«, sagte sie. »Hat jemand die Nummer zweiundvierzig?«

Wie sich herausstellte, hatte niemand die Nummer zweiund-